

grip dünya

#1

Das Kapitalverhältnis als zweite Natur oder: Hamburg liegt jetzt doch am Meer

Der internationale Seegerichtshof hat entschieden, dass die Elbe bis Hamburg künftig als Meeresgewässer anzusehen ist. Der Grund dafür ist, dass andernfalls die den Hamburger Hafen anlaufenden Schiffe nach Binnenrecht höher zu besteuern wären, was Hamburg einen entscheidenden Wettbewerbsnachteil verschaffen würde. Die lange gepflegte bajuwarische Legende, Hamburg liege am Meer, hat sich damit nachträglich als richtig erwiesen. Wenn der Glaube schon Berge versetzt, was vermag dann erst das Steuerrecht?

v.

diskus 1.07

54

#2

This is bigger than Jagtvej 69

Am ersten März dieses Jahres wurde das selbstverwaltete Kulturzentrum Ungdomshuset (Jugendhaus) in Kopenhagen von einer Antiterrorereinheit der dänischen Polizei geräumt und vier Tage später abgerissen. Damit endete die Geschichte dieses Hauses, das 1897 als Folkets Hus (Haus des Volkes) gebaut wurde und sowohl der dänischen Arbeiterbewegung als auch der aufkommenden Frauenbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts Raum gegeben hatte. Dort hatte unter anderem die internationale sozialistische Frauenkonferenz 1910 stattgefunden. Nachdem das Haus jahrelang leer gestanden hatte, wurde es 1982 besetzt und ein selbstverwaltetes Jugendhaus, das Ungdomshuset, wurde gegründet. Die Stadt Kopenhagen blieb aber offiziell Eigentümerin des Gebäudes. Im Laufe der folgenden Jahre bot das Ungdomshuset Raum für diverse linke Gruppen und Veranstaltungen. Im Jahre 2000 verkaufte die Stadt Kopenhagen, unter Führung der sozialdemokratischen Oberbürgermeisterin Ritt Bjerregaard, das Ungdomshuset an eine Aktiengesellschaft namens Human A/S, die sich als Strohfirma der fundamentalistischen Sekte Faderhuset (Vaterhaus) entpuppte. Deren Vorsitzende, Ruth Evensen, behauptet, persönlich von höherer Stelle den Auftrag erhalten zu haben, das migrantisch geprägte Viertel »satanische Nørrebro«, indem das Ungdomshuset lag, von den Nutzer_innen des Jugendhauses zu befreien. Die Faderhuset Sekte ist unter anderem für Aktionen gegen Homosexuelle, und seine Positionen gegen Abtreibungen und den Islam bekannt.

Die Mehrheit der Kopenhagener Bevölkerung zeigte sich solidarisch mit dem Ungdomshuset; bereits Ende letzten Jahres war es in der dänischen Hauptstadt zu Massendemonstrationen mit mehreren tausend Teilnehmer_innen gekommen, so zum Beispiel am 14. 12. 2005, als über 5 000 Menschen auf der Strasse waren. Nachdem die Räumung des Hauses bekannt geworden war, kam es zu militanten Ausschreitungen und massiven Verhaftungen. Die dänische Polizei ging äußerst brutal vor, setzte Tränengas ein und verhaftete insgesamt über 700 Menschen. Teilweise wurden Jugendliche bis zu vier Wochen in Untersuchungshaft behalten, es waren auch viele aus dem europäischen Ausland unter ihnen. Aufgrund der Sachbeschädigungen kam es zu Distanzierungen Seitens einiger Einwohner_innen von Nørrebro. In insgesamt über 20 deutschen Städten fanden Solidaritätsdemonstrationen statt, so auch in Frankfurt. Hier protestierten am »Tag X« 40 Menschen und am 30. 3. organisierte die Jugendantifa Frankfurt eine weitere Solidaritätsdemo, an der sich um die 60 Personen beteiligten. Inhaltlich befasste sich der Großteil der Aufrufe mit der zunehmenden staatlichen Repression, die in einen internationalen Zusammenhang gestellt wurde. Eine häufig benutzte Parole lautete: »Ungdomshuset ist überall«, hier wurde auf weitere bedrohte linke Wohnprojekte eu-

ropaweit verwiesen. Die Räumung des Ungdomshuset wurde als genereller Angriff auf linksradikale Zusammenhänge und Politik verstanden, was ein wichtiger Grund für das internationale Mobilisierungspotenzial und die Militanz der Proteste sein dürfte. Auch die gewalttätige Reaktion der dänischen Polizei auf soziale Konflikte wurde skandalisiert und die willkürlichen Festnahmen angeprangert. Anders als zum Beispiel bei den Massenprotesten in Frankreich ging es in diesem Konflikt nicht um die Verteidigung des Sozialstaates, sondern um den Kampf um linksradikale Freiräume. Mittlerweile wird innerhalb der Debatte die Position »this is bigger than Jagtvej 69« (die Adresse des Ungdomshuset) propagiert, die auf eine Weiterführung der durch die Proteste entstandenen Vernetzung hofft. Bei so gut wie keinem dieser Aufrufe wurde thematisiert, dass im Ungdomshuset auch Veranstaltungen wie das »Intifada Festival« stattgefunden hatten und mehrere Gruppen, die das Ungdomshuset mitnutzten, Unterzeichner_innen einer »Boycott-Israel-Petition« sind. Einzig die offene Antifa Recklinghausen schreibt in ihrem Aufruf von kritikwürdigen Punkten an dem Projekt Ungdomshuset und stellt trotzdem fest: »Dennoch halten wir es für notwendig uns mit gefährdeten linken Freiräumen zu solidarisieren, da sie erst die Basis für inhaltliche Diskussionen innerhalb der Linken bilden können.« Innerhalb der skandinavischen Linken ist Palästina-Solidarität Konsens. Demonstrationen gegen den »zionistischen Imperialismus« sind üblich, und deshalb ist es auch nicht verwunderlich, dass in dem im Freistaat Christiania in Kopenhagen befindlichen Soli-Laden für das Ungdomshuset Broschüren ausliegen, die vom legitimen »Befreiungskampf der Palästinenser« berichten. So passt es auch ins Weltbild der dänischen Linken, dass sich »Faderhuset« an einer Demonstration zur Unterstützung der Zeitung Jyllands-Posten, die Mohammed-Karikaturen veröffentlicht hatte, beteiligte. Dies wurde von Unterstützer_innen des Ungdomshuset in Flugblättern angeprangert.

In diesem einen Fall hat sich die »Faderhuset«-Sekte emanzipatorischer positioniert als die Mehrheit der dänischen Linken. Dennoch sollte kein Zweifel daran bestehen, dass diese Organisation aufgrund ihres christlich-fundamentalisten Weltbildes für kritische Linke indiskutabel ist. Denn so scharf zu kritisieren linker Antizionismus auch ist, so wichtig ist es, sich solidarisch mit linksradikalen Zusammenhängen zu zeigen.

Jona

#3 gegen_uni fünf

»Ihr seid nur ein Haufen verblödeter Idealisten!«
[Magneto, Captain America]

»Der Kommunismus ist einfach.
Jeder kann ihn verstehen.«
[Donald Duck]

Das Ende der Geschichte, das Ende der Universität, das Ende der Kritik – zu allem ist man immer schon zu spät gekommen. »So als sei es möglich, den letzten Zug noch nach dem letzten Zug zu nehmen – und immer noch zu spät zu einem Ende der Geschichte zu kommen« [J. Derrida]. Auch wenn man mal denkt, einen Schritt schneller zu sein, z. B. beim Protestieren auf der Autobahn, dann ist das Ende doch eigentlich vor einem da – das überraschende Ankommen immer schon in der weniger überraschenden blutigen Nase aufgehoben. Was bleibt ist dann doch nur die Aufarbeitung im riotpop der anschließenden Partynacht. Doch auch auf diese muss die Kater_in folgen, mit der steten Übermüdung und dem nimmermüden Zeitdruck. Festzustellen, dass die Lage – nicht nur an der Uni – immer schlimmer wird, erübrigt sich mittlerweile. Dank Studiengebühren, Stiftungsuni, Lohnarbeit und Modularisierung hat ohnehin niemand mehr die Zeit, um stehen zu bleiben und sich diese Kritik anzuhören bzw. -schauen. Formen des Sich-Zeit-Nehmens, Zeithabens und -verschwendens finden nur noch dann statt, wenn sie kollektiv domestiziert werden und sich doch nur ums gemeinschaftliche Fußballfest drehen; oder im konditionierten wöchentlichen Vergnügungspark stattfinden dürfen. Ansonsten ist man statt für-einander für die Arbeit (a.k.a. Uni) da, statt auf Tanzflächen in Bibliotheken zuhause und statt Champagner erscheint der Mittagsschlaf als Luxus.

Verhältnisse, in denen Kritik stattfindet und stattfinden muss, müssen nicht so aussehen, Kritik muss aber anderes wollen – oder erstmal nur die radikale Negation des Bestehenden. Ein Uneinverständensein gegen das Jetzt, für ein Begehren des Besseren, dass sich weder auf später vertrösten lassen kann, noch will. Die gegen_uni des letzten Sommersemesters fiel mit der Artikulation dieses Begehrens zusammen. Es hat sich dadurch zwar nichts verbessert – außer bleibender Brandflecken auf dem Campus – aber die Notwendigkeit einer radikalen Kritik als notwendiger Zusammenhang von Theorie, Praxis und Party, ist deutlicher hervorgetreten, als in den Jahren und Protesten zuvor. Ein Jahr später, und zwei gegen_unis weiter, ist die Aufgabe dieser Kritik immer noch die der Destruktion und Negation – sie kann aus dem Bestehenden heraus, gegen das sie sich wendet, keinen anderen Anspruch formulieren als sich nicht verstummen zu lassen. So muss sich die gegen_uni diesmal, in ihrer ohnehin schon permanent prekären Permanenz, der Bedro-

hung stellen, nicht mehr stattfinden zu können. Seit Beginn der Semesterferien versucht die Unileitung mit erhöhter und entschiedener Vehemenz (und professioneller Hilfe einer Projektmanagementfirma) den Verkauf des Gebäudes und damit die Schließung des Instituts für vergleichende Irrelevanz (kurz: ivi) voran zu treiben.

Damit ist der einzige Ort in Frankfurt, wo eine radikale Kritik noch möglich ist, bedrohter denn je. Als die Möglichkeit eines anderen Arbeitens, Lernens und Lebens steht damit ein Ort auf der Kippe, der es bislang ermöglichte, eine Möglichkeit zu eröffnen, mit der alltäglichen Gewalttätigkeit der Kategorien, mit und in denen wir zu leben gezwungen sind, sowie dem Leiden unter ihnen, anders umzugehen als beständig zu verzweifeln. Denn die gegen_uni – und mit, durch und über sie das ivi – als das Verworfenene, als die dünnsten und prekärsten Ränder des Universitätsbetriebs, wie wir ihn nicht haben wollen, kann in seiner endlosen Wiederkehr nicht nur der Flicker sein, der sein letztes Hemd für den Schein einer kritischen Wissenschaft gibt. So kann, will und darf die gegen_uni als mehr verstanden werden als das übliche Lesekreismeer, an dem ohnehin niemand mehr Zeit hat, Urlaub zu machen. Dieses Programm muss allerdings in einem Rahmen stattfinden, um aus ihm zu fallen. Wird an diesem Rahmen gerüttelt, gilt es das eigene Schiefhängen aufzugreifen. Sich zu wehren gegen Wasserwaagen und andere Instrumente des begradigenden Umbaus. In flirrenden Verhältnissen nach funkelnden anderen Instrumenten zu suchen, mit denen etwas anderes zu veranstalten wäre als die immer-gleiche Melodie. Erscheint diese Position als eine verunmöglichte, gilt es die Unmöglichkeit dieser Möglichkeit zum Ausgangspunkt des Arbeitens und Denkens zu machen. Das Beharren auf der eigenen Notwendigkeit als einer unmöglichen ernst zu nehmen, und aus einer Position, die ohnehin kaum mehr als scheitern kann, aufs – immer schon falsche – Ganze zu gehen. Die eigene Zukünftigkeits nicht mehr auf morgen zu verschieben, sondern ihr Ankommen einzufordern. Den Messianismus der Revolutionsgeste zu durchbrechen und lieber ihre unmöglichen Möglichkeiten im Jetzt zu verteidigen. »Die Aufgabe ist nicht, alle und jede neue Möglichkeit qua Möglichkeit zu feiern, sondern jene Möglichkeiten zu reformulieren, die bereits existieren, wenn auch in Bereichen, die als (...) unmöglich gelten« [J. Butler über die gegen_uni].

die fünfte frankfurter gegen_uni startet am 21. mai im institut für vergleichende irrelevanz [kettenhofweg 130].

www.copyriot.com/raumspiel/

#4

studien- gebühren boykott_2007

Warum Boykott? Studiengebühren sind doch beschlossen – das ist doch die Idee von Idealisten, die auch an eine bessere Welt glauben ...

Vielleicht – aber ebenso ein pragmatisches und wirkungsvolles Mittel, die persönliche Ablehnung von Gebühren – aus welchen Gründen auch immer – sichtbar und solidarisch deutlich zu machen. Klingt doch auch irgendwie verführerisch, nichts verlieren und viel gewinnen zu können, und das mit wenig Zeitaufwand und unabhängig vom Wetter ...

Wir boykottieren bundesweit die Studiengebühren, um ein gebührenfreies Studium für alle, unabhängig von Alter, Geschlecht und Herkunft durchzusetzen. Der Boykott ist dafür ein effektives Mittel – Wir nehmen uns einfach, was uns zusteht: Kostenfreie Bildung für alle!

Durch das Treuhandkontomodell haben alle zu jeder Zeit Zugriff auf ihr Geld und wenn das vorher festgelegte Quorum (Prozentzahl von Studierenden, die sich an dem Boykott beteiligen) nicht erreicht wird, überweist der zuständige Anwalt oder die Anwältin das Geld einfach weiter an die Hochschule und niemand muss fürchten, exmatrikuliert zu werden.

Bei Erreichen des Quorums wird auf jeden Fall die erste Mahnung abgewartet und Verhandlungen mit der Hochschulleitung und mit der Landesregierung geführt.

Der Boykott ist also auf möglichst viele Studierende aus allen Fachrichtungen angewiesen: Er kann nur erfolgreich sein, wenn tausende Studierende aus den unterschiedlichsten politischen, sozialen und kulturellen Hintergründen sich daran beteiligen und damit ihre Ablehnung der neoliberalen Bildungspolitik zum Ausdruck bringen. Dafür wollen wir Überzeugungsarbeit leisten.

[...]

Die Forderung an die Hochschulleitung und die Landesregierung muss sein, das Gebührengesetz rückgängig zu machen. Selbst, wenn man nur eine Amnestie für alle BoykottiererInnen erreicht, ist das ein Teilerfolg, an dem wir anknüpfen wollen. Hauptsache, Studiengebühren werden nicht zu einer Selbstverständlichkeit. Da die Zeit von Demonstrationen in den Bundesländern, in denen die Gesetze zur Einführung der allgemeinen Studiengebühren schon beschlossen worden sind, vorbei ist, steht jetzt in Baden-Württemberg, Bayern, Hamburg, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen, der Gebührenboykott an. So hat sich der Protest gegen die Studiengebühren auf eine andere Ebene verlagert, die nicht so leicht wegdisku-

tiert oder ignoriert werden kann. Auch deswegen wollen wir zu diesem Boykott aufrufen.

Dieser Aufruf ist aus gegebenem Anlass der ersten Ausgabe der Zeitung zum »Studiengebühren_Boykott_2007« entnommen. Weitere Infos siehe: www.boykottinfo.de

#5

FLQK

14. JUNI **FrauenLesben**
★ **Kneipenabend**

28. JUNI **DISKUSSION**
sometimes I fight for feminism/ communism
sometimes I fight for myself
★ **fragen zum verhältnis politisch/privat**



FRAUENLESBEN/QUEERKNEIPE

donnerstags von 20.00 bis 24.00 uhr
café exZess, leipziger str. 91 frankfurt_m

★ jeden 2. donn: strictly FRAUENLESBEN ★
jeden 4. donn: strictly QUEER/FEMinistisch

Programm: www.copyriot.com/untergrund

#6

»Verlust von Orientierung«

Notizen über ein ausgelassenes Zentrum:
eine Rezension

Der Chiasmus. Die kreuzweise syntaktische Stellung von aufeinander bezogenen Wörtern oder Redeteilen. So lehrt es der Fremdwörterduden. In einem Satz ausgedrückt heißt dies zum Beispiel: Der Einsatz war groß, klein war der Gewinn. Vorgestellt in einem Diagramm und als zwei aufeinander bezogene Bewegungen bekäme man so das Bild eines X, der Berührungspunkt markiert das bedingende Moment des jeweils anderen. In einem solchen Verhältnis werden in einem Sammelband Kritische Theorie und Dekonstruktion konzipiert, »als Überkreuzstellung in der Theorie (...): ihre Antipoden scheinen maximal entfernt und bedingen sich zugleich« (dies kann wohl nur auf der Seite X stehen).¹ Der Ausdruck Antipode hat, um das volle Ausmaß des verwendeten Bildes ins Auge springen zu lassen, nun mehrere Bedeutungen: auf der der Betrachtenden gegenüberliegenden Seite der Erde wohnender Mensch, Mensch, der oder die auf einem entgegen gesetzten Standpunkt steht und schließlich Zirkusartist, der auf dem Rücken liegend auf seinen Fußsohlen Gegenstände oder einen Partner balanciert (abermals der Fremdwörterduden). Die Frage, die sich notwendig aus dem nun kompletten Bild ergibt, ist: wer balanciert nun wen auf den Füßen? Oder, aus einer Unvereinbarkeitsperspektive und etwas vulgärer: wer tritt wen? Die Bedingung der chiastischen Achsen hängt also mit ihrer Berührung zusammen.

Wenn sich Kritik und Dekonstruktion berühren, dann wo; oder bleiben beide miteinander unvereinbar? Das Zentrum, welches ausgespart wird, bestünde in der Bearbeitung der Frage, ob es die Möglichkeit einer Vergleichung und Komensurabilisierung beider Epistemologien überhaupt gibt. Dieses ausgelassene Zentrum stünde damit außerhalb der Berührung der beiden x-Achsen am Punkt der maximalen Entfernung. Stattdessen, vielleicht der Schwierigkeit einer solchen Frage geschuldet, werden Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten der jeweiligen Fragestellungen hervorgehoben. Zentral ist die Bedeutung, Konstituierung und Möglichkeit von Subjektivität und damit verbunden die Möglichkeit von Emanzipation. Moshe Zuckermann eröffnet den Sammelband *Herrschaftsverhältnisse und Herrschaftsdiskurse* mit der Provokation der Unvereinbarkeit und begreift die (Subjekt)Theorie der post-(2)-Denker_innen als Abschied von der Perspektive der Befreiung und sagt, deren Konzeption von Entindividualisierung als »epiphänomenales Produkt außermaterieller sprachlicher Konstruktionen (...) »darf« zwar als gewähltes Paradigma intellektueller Verspieltheiten in Anschlag gebracht werden«, müsse aber zugleich »als krude affirmative Ideologie gebrandmarkt werden« (8). Seine Provokation verhält allerdings ziemlich ungehört im weiten Feld der weiteren Beiträge, nur

garip dünnya

57

hier und da ertönt ein leises Echo, aber hauptsächlich, um wiederum selbst als Echo – des Habermas'schen Urteils, die zeitgenössische französische Philosophie in Person von Foucault und Derrida sei neo- bzw. jungkonservativ (50 und auch 88) – zurückgewiesen zu werden.³

Damit erscheint der Ausgangspunkt beider Theorie-richtungen, so wie er mehrmals markiert wird, als Möglichkeit von Kritik und Befreiung nach Auschwitz und dem damit einhergehenden Verlust von Utopien. »Die in der Aufklärung so klar zu beantwortende Frage, wohin wir wollen, ist transferiert in die bange Frage, was denn noch kommen wird, die Erwartung einer besseren Zukunft in die Erwartung oder Furcht vor einer schlechteren. Weil Utopien Orientierungspunkte des Handelns sind, ist ihr Verlust gleichbedeutend mit dem Verlust von Orientierung« (43), so Jan Weyand und Gerd Sebald. Der Zeitkern beider führte dazu, bei aller theoretischen Unterschiedlichkeit, die jeweilige Kritik als Reflexion auf die »Bedingungen von Kritik« (48) in Bewegung zu setzen.

Doch egal, ob das Verhältnis Kritischer Theorie und Poststrukturalismus/Postmoderne als ausgebliebener Dialog zwischen Paris und Frankfurt (so Alfred Schöbert) oder als beiderseits betriebene Kritik der Metaphysik – nur aus unterschiedlichen Richtungen – (so Imke Schmincke) aufgrund des Zeitkerns und der damit verbundenen Fragstellung also als miteinander durchaus kompatibel gefasst wird, es bleiben die gleichen Probleme. Eines der gewichtigeren besteht sicherlich in der unterschiedlichen Logik. In welchem Verhältnis stehen die Logiken zueinander und wie stehen sie zur Sache; der Gesellschaft und ihrer Verfestigungen und immanenten (Un)Möglichkeiten der Befreiung? Besteht der gesellschaftliche Prozess am End' selbst aus nicht nur einer Logik? Adorno spricht an einer Stelle von »der Nötigung, dialektisch zugleich und undialektisch zu denken« (Minima Moralia, GS Bd. 4, 173) und gibt so einen Hinweis. Doch ist es vereinbar, wenn z. B. die Kritik der Metaphysik einerseits in der Denunziation des Weltgeistes als »permanente Katastrophe« des klassenstrukturierten Produktionsvorganges, »an dem das Leben aller hängt« sich ausdrückt und dennoch »das Versöhnende am Unversöhnlichen« (Adorno, Negative Dialektik, GS Bd. 6, 314) festgehalten wird, um damit auch eine Kritik an ontologischen Konzepten zu formulieren, und andererseits Kritik der Metaphysik in Anschluss an Heidegger als »Abbau der Metaphysik um zu den Seinsgründen vorzustoßen« (vgl. Lothar Baier, Zeichen und Wunder, 8) und damit als Mitschleppen des von anderer Seite kritisierten ontologischen Impulses bedeutet? Jener Kreis, um den sich vieles dreht und an dem sich wahrscheinlich vieles explizieren ließe, wie hältst du's mit Heidegger?, wird zwar ab und zu gestreift, doch wie bei einer Tangente üblich, ist der eine Punkt der Berührung bzw. Bearbeitung zu klein und kurz oder besteht in der Kritik von 80er Jahre Feuilletondebatten. Richtig bleibt es, solche Dinge mit größter Umsicht zu bearbeiten, sich nicht vom Vorurteil leiten zu lassen. Denn der proklamierte Chiasmus sollte nicht zum Kreuzweg der Kritik werden,

welche nach kurzer Folter und Leidenszeit an das X genagelt wird, um sie als solche an sich zu vergöttern. Dann lauert das U schon an der Ecke.

Wer sich den ange deuteten Fragekomplexen nähern möchte, dem/der sei ein Blick in diesen Sammelband anempfohlen.

Daniel Keil

*.txt

Volker Weiß / Sarah Speck (Hg.) 2007: Herrschaftsverhältnisse und Herrschaftsdiskurse. Essays zur dekonstruktivistischen Herausforderung kritischer Gesellschaftstheorie, Berlin

*.notes

1_ Alle nicht anders gekennzeichneten Zitate aus: Weiß, Volker/Sarah Speck (Hg.) 2007: Herrschaftsverhältnisse und Herrschaftsdiskurse. Essays zur dekonstruktivistischen Herausforderung kritischer Gesellschaftstheorie, Berlin.

2_ Hier bitte, je nachdem, »strukturalistischen« oder »modernen« oder beides einfügen. Ein bisschen Interaktivität muss sein.

3_ Wie wir alle wissen, verstanden sich Habermas und Derrida etwas später ja blendend. Doch gerade ihr Text, in dem die Massendemonstrationen gegen den Irakkrieg als »Geburt einer europäischen Öffentlichkeit« gefeiert werden, erzwingt die Frage, ob dieser Text nicht das uneingerufene Revisionsverfahren darstellt, welches nachträglich eine Bestätigung und Erweiterung des einstmaligen Urteils evoziert.

#7 Spex jetzt noch toter!

»Die großen kulturellen und politischen Leitthemen werden in der Spex wieder stattfinden. Episch. Deep. Leidenschaftlich.« (Max Dax, Chefredakteur Spex)

»Was sollen wir sagen ... wir sind raus«, beginnt wehmütig das letzte Editorial, das die alte Redaktion um Uwe Viehmann Ende letzten Jahres schreiben durfte. Vorgegangen waren Monate der Unsicherheit und zahlreicher Auseinandersetzungen mit dem Verlag um Standort und Ausrichtung der wohl immer noch bedeutendsten deutschsprachigen Musikzeitschrift Spex – mit der Folge, dass die gesamte Redaktion das Handtuch warf und das von Köln nach Berlin fahrende Flaksschiff des Pop verließ.

Im Frühjahr 2006 gab Spex-Herausgeber Alex Lacher den Umzug der Redaktion zum neuen Jahr bekannt. Chefredakteur Uwe Viehmann wurde später mit der Aussage zitiert: »Die Spex gehört gottverdammte nicht nach Berlin. Berlin braucht die Spex nicht und Spex nicht Berlin.« Nach Sony, Universal, Popkomm, VIVA, Intro, Groove uvm. konzentriert sich die Popmusikindustrie tatsächlich stark auf die Hauptstadt. Seit Herbst letzten Jahres häuften sich dann die zum Teil krass emotionalen Statements der Leser_innen. Bei alldem

könnte man nun einwenden, die *Spex* sei spätestens seit der Übernahme durch den Piranha-Verlag 2000 kein linker Bezugspunkt mehr – und man würde gar nicht mal widersprechen wollen. Doch gerade weil der Name der Zeitschrift so eng an ein Subversionsversprechen des Pop gebunden war, soll hier noch einmal dieser Teil der Geschichte der sog. Poplinken auf der Folie der aktuellen Ereignisse vergegenwärtigt werden.

DER RELAUNCH

Seit Ende Februar ist sie nun draußen – die erste Ausgabe nach dem Relaunch. Und schlecht ist sie allemal nicht geworden, insbesondere der Nonmusicteil ist durchaus beachtlich. Der hintere Abschnitt, der bislang sympathisch eigenwilligen Musikkritiken vorbehalten war, wurde arg, zu arg geschröpft, und dass *Spex* nunmehr nur alle zwei Monate erscheinen soll, bleibt für im kurzlebigen Popbereich für viele unnachvollziehbar. Einen eindeutigen Hinweis auf Kursänderung findet sich aber bereits auf den ersten Blick: *Spex* ist jetzt ein Hochglanzmagazin auf rund 50 Seiten mehr, übersichtlicher und lesefreundlicher, mit vielen ganzseitigen Starfotos und sicher gewählten Themen, doch ebendaher auch gesetzter und langweiliger. Ob sich die Zielgruppe grundlegend ändert, bleibt zwar abzuwarten, doch es erscheint kaum übertrieben, wenn ein Netzmagazin lakonisch feststellt: »Die *Spex*, so wie man sie im Guten und Schlechten kannte, ist das nicht mehr. (...) Die beiden Magazine verbindet schlicht nur noch der Titel, ansonsten sind sie inkommensurabel. (...) Von dem, was die *Spex* in der deutschen Medienlandschaft einmalig machte, hat sie sich wohl endgültig verabschiedet.«

DER HALBSTARKE

Nach Pausenhofkeilereien in der Schule hieß es immer: sei kein schlechter Verlierer, und meistens waren es die gönnerhaften Sieger, die sich zum festen Händedruck anschickten. Dass es manchmal aber noch schlechtere Gewinner gibt, offenbarte sich jüngst im ersten Editorial des neuen Chefredakteurs Max Dax. Es zeugt vom schlechten Stil des Halbstarcken. Es ist eine Abrechnung mit dem alten *Spex*-Mythos – dem Diskurspop und der Poplinken der Neunziger –, eine, die auf die harsche Kritik der Leser_innenschaft reagiert, indem sie deren Helden herabsetzt. Zwei Fliegen mit einer Klappe.

In Idiomen journalistischer Klarheit werden die Analysen ehemaliger *Spex*-Redakteur_innen aus den Neunzigern zitiert, um sie mit einem schnoddrigen »kurz gesagt...« ihrer linken Verquastheit vorzuführen. Die Rede ist vom »altlinken Zwangsreflex, für den die feiernden Massen immer mit Kriegspolitiken verquickt sind« und von einer »verstümmelten Geschichtsschreibung, die Jugendkultur mit Antifaschismus verwechselt«. – Wer am Boden liegt, den soll man treten, hieß es ebenfalls bei den Jungs auf dem Pausenhof. Nicht, dass man die Analysen der damaligen Poplinken nicht als verkürzt kritisieren könnte. Doch der Duktus des Editorials ist so stark durchtränkt von reaktionärer Va-

termordrhetorik, dass man wahrlich kein Linker sein muss, um diesen Braten zu riechen.

Damit widerspricht Dax, der erstmals in der Redaktionsgeschichte von außen aufs Schild gesetzt wurde, seinem in zahlreichen Interviews geäußerten »glasklaren Bekenntnis zu der Tradition, die die *Spex* in den letzten 26 Jahren geprägt hat«. Wenn er in besagtem Interview jenes Profil skizziert als »politischer Mut, ein klares Auftreten in Wort, Bild und Gestaltung, ein Bekenntnis zu einer politischen und kulturellen Avantgarde in Musik, moderner Kunst, Fashion, Fotografie, Kino und Literatur«, dann klingt dies nunmehr ebenso bedeutungsarm wie die hilflosen Authentizitätsversicherungen aalglatter »Deutschland sucht den Superstar«-Moderatoren.

DIE ABRECHNUNG

Ein letztes Mal wird im Editorial die alte Zeit heraufbeschworen, offenbar, um sie für immer zu begraben: Subkulturen und Popmusik, so die damalige Kritik von Diedrich Diederichsen, Christoph Gürk u. a., verlieren jegliches subversives Potenzial, da die postmoderne Kulturindustrie alle Zeichen unterschiedslos absorbiert: Sie tritt gleichzeitig als Hüterin konservativer Werte wie Verführerin zu Dissidenz und Rebellion auf. Tatsächlich handelt es sich bei dieser Denkfürer um einen apokalyptischen Kurzschluss, bliebe die ansonsten richtige Analyse dabei stehen. Denn die Beliebigkeit der Zeichen bezieht sich zwar auf maßgebliche Teile der Produktion und vor allem die Zirkulationssphäre, vulgo: den »sell out«, jedoch für die Seite der Rezeption bleibt durchaus relevant, worauf sich der Popsignifikant gerade bezieht. Entscheidend ist, woraus man was macht. Doch auf ebendiesen kleinen Unterschied innerhalb der Unterschiedslosigkeit kulturindustrieller Verwertungsmechanismen hatte Gürk bereits Mitte der Neunziger in einem Aufsatz über die postmoderne Kulturindustrie aufmerksam gemacht: »Obwohl ganz sicher die Gefahr besteht, im Bereich des symbolischen Widerstands verhaftet zu bleiben, macht es eben immer noch einen Unterschied, wer die Sendezeiten bekommt: Ob Heinz Rudolf Kunze öffentlich die Zwangsquote für deutschsprachige Acts fordern darf oder Sleater-Kinney den Verlust der Verfügungsgewalt über ihre Körper artikulieren. Differenz ist nicht gleich Differenz, obwohl die Organisationsstruktur und Marketingpraxis der Musikwirtschaft den gegenteiligen Schluß nahelegt.« Eben dieser Binnendifferenzierung entzieht sich Dax polemisch, wenn er paradoxerweise ebendieses von seinen Vorgängern einfordert.

DIE ENTSORGUNG

Während sich der inhaltliche Disput also auf ein Minimum reduzieren lässt, liegt der entscheidende Backlash woanders: in der Entsorgung linker Kritik aus der Popkultur. Völlig nebensächlich bleiben im Editorial die historisch-gesellschaftlichen Auslöser, die zum apokalyptischen Sound Anfang der Neunziger führten: die rassistischen Pogrome gegen Migrant_innen und der

offene Zuspruch in der Bevölkerung. Wenn das zu Kritisierende dermaßen überwiegt, ist es folglich unerheblich, ob die »Wohlfahrtsausschüsse zur Abwehr des gegenrevolutionären Übels«, also die gemeinsame Tour von linksradikalen Musiker_innen, Künstler_innen und Politaktivist_innen durch Ostdeutschland, »erfolgreich« war, geschweige denn, ob diese sich im Osten viele »Freunde [!] machen« (Dax). Entscheidend ist vielmehr die spezifische Konstellation künstlerischer und politischer Intervention selbst. Sie bildet den Kern einer radikalen Poplinken. Sie macht mit den Versprechen des Pop nach Revolte und Dissidenz ernst, obwohl sie weiß, dass es sich um leere Versprechen austauschbarer Produkte handelt, und will sie über sich hinaustreiben. Im postideologischen Zeitalter im Allgemeinen und im Popdiskurs im Besonderen soll eben diese Kritik- und Praxisform abgefrühstückt werden.

AM ENDE

Insgesamt scheint also die neue *Spex* zum Angriff zu blasen, tatsächlich führt sie aber eine Phantomdebatte. Denn was die Redaxion auszublenden scheint, ist das Kuriosum, dass den Tod der Poplinken niemand so energisch herbeiredet wie deren einstige Protagonist_innen. Die Allgegenwart der Kulturindustrie erlaube es schlicht nicht, an ein subversives oder transgressives Potenzial der Popkultur zu glauben. So schrieb Diederichsen 2005 in seinem Vorwort zur Kolumnensammlung *Im Musikzimmer*: »Wenn Pop nicht mehr half, konnte vielleicht die Avantgarde helfen. Die wollte zwar schon lange nicht mehr ins Leben und war längst zufrieden, in der Kunst zu wirken. Aber wenigstens ist Avantgarde als Kunst nicht so langweilig wie eine Pop-Musik, die nichts mehr versprechen kann.« Vorzuhalten wäre ihm, die eigene biografische Entwicklung zu eng mit makrogeschichtlichen Thesen über das Ende von diesem und jenem zu verweben. Macht dies nicht einen unwesentlichen Teil der Attraktivität popjournalistischen Schreibens aus, subjektive Leidenschaften und objektive Politiken ineinander fließen zu lassen, so wird diese Kopplung zum Problem, wenn sie Exklusivität für sich beansprucht. Nicht selten finden sich bei Diederichsen Stellen, in denen die biografische und geschichtliche Aufbruchzeit Ende der siebziger Jahre derart extrapoliert wird, dass ihm folgende Popgenerationen als bloße Wiederholungsschleife unter verschlechterten kulturindustriellen Bedingungen erscheinen. Doch selbst wenn dies zutrifft, so bilden das Vergessen und die Wiederholung gerade die Bedingung zur Subversion und Resignifikation kulturindustrieller Zeichen. Die Signifikantenkette des Pop rattert munter weiter im Lauf der Geschichte. Die heute 20-jährigen »The«-Bands, die postpickligen Synthie-Fricker und ihre Hörer_innen sind dabei nicht die nützlichen Idiot_innen der Industrie, sondern jene, die die Karten neu mischen und zu neuen Kämpfen ansetzen.

Chris Tedjasukmana

#8

Lost.

Sarah Ortmeysers Arbeit »Venedig Paris Casablanca New York Wien – Für Walter Benjamin«

»Die wahre Methode, die Dinge sich gegenwärtig zu machen« schreibt Walter Benjamin in seinem *Passagenwerk*, »ist, sie in unserem Raum (nicht uns in ihrem) vorzustellen. (...) Die Dinge, so vorgestellt, dulden keine vermittelnde Konstruktion aus »großen Zusammenhängen«. Benjamin scheint der Meinung zu sein, dass Vergegenwärtigung nicht primär die Sache einer Theorie ist, sondern, vielleicht, die der Kunst. Einer Kunst aber, daran lässt er keinen Zweifel, die sich nicht einfach als eine Vorstellung der Dinge und ihres natürlichen Umfelds versteht, sondern als eine experimentelle, eine versetzende Tätigkeit. Er beharrt auf der Notwendigkeit, die Dinge aus der Kontinuität ihres Laufs ebenso wie aus der Kohärenz ihrer Gegenwart zu befreien. Erst eine solche spekulative Neuordnung schafft die Ahnung von der Potentialität jeder geschichtlichen Situation, ohne die sie unbegreiflich bleibt.

Für ihre Arbeit »Venedig Paris Casablanca New York Wien – Für Walter Benjamin« ist Sarah Ortmeier mit 25 weißen DIN A-4 Blättern in die im Titel genannten Orte gereist, um sie dort jeweils für einen Tag aufzuhängen. Die Auswahl der bereisten Städte ist eine Referenz auf Benjamins Biographie. Während seines Exils in Paris hatte er ein Visum von Max Horkheimer in New York erhalten. Der Weg über Casablanca, den viele Emigranten auf der Flucht vor den Nazis nach Amerika gewählt hatten, war ihm aber abgeschnitten, so dass er versuchte, über die Pyrenäen und dann weiter nach Portugal zu gelangen; nachdem er aber an der Grenze scheiterte, nahm er sich angesichts der auswegslosen Situation im spanischen Küstenort Portbou 1940 das Leben.

Ortmeysers Hommage an Benjamin markiert die Topik eines möglichen anderen Geschichtsverlaufs. Nicht als kausale Abfolge werden die historischen Ereignisse so erzählt, sondern als die kontingenten Manifestationen von Herrschaftsverhältnissen, die ihrer Erlösung harren. Die – nicht-teleologische, nicht-lineare – Aufzählung von Orten sammelt die verhinderten, liegengeliebenen, ausgelaufenen, losen Enden der Geschichte ein; nicht jedoch, um sie selbst in die Geschichtsschreibung und damit in die Ordnungsraster der Gegenwart zu integrieren, sondern, im Gegenteil, um auf deren Grundlosigkeit zu insistieren. Die Erinnerung an das, was nicht stattfand, aber hätte stattfinden können, irritiert und korrigiert die Wahrnehmung der Geschichte als Kontinuum.

Die Erinnerung an etwas, das nicht stattfand, ist aber eine unmögliche Erinnerung. Vor der Aufgabe, innerhalb der Gegenwart der Sieger die Geschichte der Verlierer zu erzählen, scheitert daher eine jede Geschichtsschreibung und letztlich das Erzählen selbst. Ortmeysers Arbeit ist daher selbst eine Aufgabe in

einem anderen Sinne: eine Kapitulation vor der Rekapitulation. Die Geschichte und die Geschichte der ausgesetzten, versetzten Blätter erzählt sich nicht als Geschichte, sondern nur, fragmentarisch, als Spur. Die DIN A-4 Blätter sind nicht das stumme Material eines Textes, der uns von anderen Möglichkeiten berichtete, weil sie die Möglichkeit des Berichts selbst dementieren. Hier sagt sich nichts oder es sagt sich nur durch das Nichts. Ortmeysers Arbeit versagt sich das Sagen, weil sie vorm Sagen versagen muss: Kapitulierende Rekapitulation. Eher als eine Frage denn als eine Sage treten die Splitter der Vergangenheit in die Gegenwart ein, sie warten auf eine Antwort durch die Gegenwart, die eine andere als die gegenwärtige gewesen sein wird.

Diese Antwort zu geben, ist zwar keine Sache mehr der Geschichtsschreibung und der Kunst, sondern eine der Aktion. Diese findet ihre Voraussetzung aber in einem Umgang mit der Vergangenheit, die weder angesichts der unerbittlichen Kausalität der Geschichte resigniert, noch das Verlorene in die Gegenwart einverleibt und es damit noch einmal verliert. Ein solcher Umgang könnte kommunistische Trauerarbeit heißen: In einer Konstellation von Splintern das Verlorene zu bergen und es »in unserem Raum zu empfangen« (Benjamin). Diese Gastfreundschaft gegenüber dem Verlorenen will nicht über es verfügen, es aber auch nicht exorzieren. Ortmeysers konstellatives Tasten diktiert deshalb nicht »in großen Zusammenhängen« eine Alternative zur Gegenwart, sondern bleibt in der Schwebe, weil es die Feder für das Skript der Geschichte nicht dem Historismus oder der Kunst in die Hand legt: sondern uns.

Daniel Loick

Die Arbeit »Venedig Paris Casablanca New York Wien – Für Walter Benjamin« ist im Rahmen der Ausstellung »Rekapitulation« vom 22. 6.-5. 8. in der Kölner Galerie Figge/von Rosen zu sehen.

b_books

verlag, buchladen, montagsPraxis, videos ...

www.bbooks.de/verlag · verlag@bbooks.de

lübener str. 14 · 10997 berlin

tel 030-611 78 44 · fax -61858 10

Jacques Rancière · Reihe Polypen

Die Aufteilung des Sinnlichen

Die Politik der Kunst und ihre Paradoxien

2006 · 100 S. · 10 € · ISBN 3-933557-67-4

Sabeth Buchmann · Reihe polypen

Denken gegen das Denken

Produktion, Technologie, Subjektivität

bei Sol LeWitt, Hélio Oiticica und Yvonne Rainer

2007 i.E. · ca. 400 S. · ca. 32 € · ISBN 3-933557-60-7

Helmut Draxler · Reihe polypen

Die Gewalt des Zusammenhangs

Raum, Referenz und Repräsentation bei Fareed Armary

2007 i.E. · ca. 184 S. · deutsch / english

Helmut Draxler · Reihe polypen

Gefährliche Substanzen

Zum Verhältnis von Kritik und Kunst

Sommer 2007 · ca. 200 S.

Sandra Schäfer, Jochen Becker, Madeleine Bernstorff (Hg.)

metroZones 6

Kabul/Teheran 1979 ff.

Filmlandschaften, Städte unter Stress und Migration

2006 · 400 S. · 16 € · ISBN 3-933557-55-0

Axel Doßmann, Jan Wenzel, Kai Wenzel (Hg.) · metroZones 7

Architektur auf Zeit

Baracken, Pavillons, Container

2006 · 244 S. · 14 € · ISBN 3-933557-66-6

Ulrike Müller (Hg.) · oe~ critical readers in visual culture #8

Work The Room

A Handbook of Performance Strategies /

Ein Handbuch zu Performancestrategien

2006 · 300 p. · english · 16 € · ISBN 3-933557-70-4

DresdenPostplatz (Hg.)

DresdenPostplatz

So weit war ich mit meinen Gedanken gekommen,

als plötzlich der Frühling hereinbrach

2007 · ca. 29 € · ISBN 3-933557-62-3

Renate Lorenz (Hg.)

Normal Love. precarious sex, precarious work

Katalog zur Ausstellung / exhibition catalog

Künstlerhaus Bethanien, Berlin 2007

2007 · 136 S. · deutsch / english · 14 € · ISBN 3-933557-71-2